



Geschaffen im Bilde Gottes

Angela Wäßler-Boveland

Was mir die zwei Naturen Christi bedeuten

Wir stellen Krippen auf und staunen über das Wunder der Menschwerdung.

Zu Weihnachten haben wir es in vielen Variationen gesungen: „Gott wird Mensch, dir Mensch zugute: Gottes Kind, das verbindet sich mit unserm Blute“ (EKG 36,2); „Gott wird ein Kind“ (EKG 41,3); „erniedrigst du dich, Herr der Welt, nimmst selbst an unsrer Menschheit teil, erscheinst im Fleisch und wirst uns Heil (EKG 42,4) – diese Sammlung ließe sich beliebig fortsetzen: an diesem einen Kind, das vor 2000 Jahren geboren worden ist, hängt das Weihnachtsherz.

Wir stellen Krippen auf und staunen über das Wunder der Menschwerdung. Noch gerührter habe ich eigentlich nur über die Menschwerdung

der eigenen Töchter gestaunt: wie klein und doch vollkommen alles an ihnen war! Welch ein Wunder die Geburt eines Menschen ist – und meine Mutter hat immer betont, wie sie meine Geburt als ein ebensolches Wunder und Geschenk erlebt hat. In der Weihnachtsgeschichte erleben wir also Jahr für Jahr wieder mit, was es mit dem Wunder des Menschwerdens auf sich hat. Warum feiern wir zu Weihnachten also nicht das Fest der Menschheit, sondern das – konstruierte – Fest der Geburt Gottes?

Mit dem Fest der Geburt Jesu feiern wir, dass in diesem einen Menschen Gott selbst Mensch gewor-

den ist. Gott wird Mensch. Ganz und gar, ohne Hintertür und ohne doppelten Boden setzt Gott sich allem aus, was Menschsein heißt. Gott wird endlich, begrenzt und sogar sterblich, wie jeder Mensch – ein atemberaubender Gedanke! Auf diese Weise geht Gott direkt ins mit-Leiden hinein, erlebt Mensch zu sein „am eigenen Leib“, verlässt die Beobachterposition und lässt sich einbeziehen. Gleichzeitig gibt er sein Gottsein nicht auf, wofür ich dankbar bin.

Ganz Gott und ganz Mensch

Der Gedanke ist so schwer verständlich, so paradox, dass wir uns um die Vorstellung meist herumdrücken wollen: Wie soll das gehen: ganz Gott und ganz Mensch?

Ich weiß es auch nicht. Ich stelle es mir vor mit einem Gleichnis aus meinem eigenen Leben: Seit gut 55 Jahren bin ich Deutsche und habe nie aufgehört, Deutsche zu sein. Zusätzlich bin ich seit über 30 Jahren auch Schweizerin durch Heirat, was damals als Naturrecht angesehen wurde; ich behielt die deutsche Staatsbürgerschaft und bekam die schweizerische Staatsbürgerschaft noch dazu. Ich bin nun beides, das eine durch Geburt, das andere durch eine freie Entscheidung. So mag es mit Gott sein: ohne die Göttlichkeit aufzugeben, wird Gott in Jesus Christus Mensch (Philipper 2). Diese paradoxen Vorstellungen ließen sich umgehen, das Unbegreifliche ließe sich auf sympathische und von der Bibel her durchaus nachvollziehbare Weise deuten, zum Beispiel mit dem Hinweis, dass doch in jedem Mensch – als Ebenbild Gottes – Gott zur Welt kommt. Wenn wir von Jesus Christus als dem Sohn Gottes reden und uns als seine Menschengeschwister verstehen, dann sind wir doch alle Söhne und Töchter Gottes, wie es schon Paulus ausdrücklich an die Gemeinde in Korinth schreibt (2. Korinther 6,18)! Eine andere weltliche Deutung spricht eher vom Christusgeschehen, das sich überall dort zeigt, wo Menschen für Gerechtigkeit und Menschlichkeit eintreten, wo gegenseitiger Respekt und Achtung allen Menschen ihre von Gott verliehene Würde zugestehen. Das führt dazu, den Messiasgedanken auf alle Menschen des guten Willens zu übertragen: Menschen würden durch ihren moralischen Einsatz zu Christinnen und Christen, was ein hoher Anspruch ist und unabhängig von Gottvertrauen, Glaube und Bekenntnis wäre. Hier wird zu Recht groß von den Menschen gedacht.

Das sind schöne und richtige Gedanken, die ich nicht missen möchte, nur genügen sie mir nicht. Ich erfahre Gott gerade nicht in menschlichen Beziehungen. Wenn jemand sagt „das Göttliche ereignet sich in der Begegnung mit anderen Menschen“, widerspreche ich. Meine Erfahrung ist anders. In menschlichen Beziehungen fühle ich mich oft missverstanden und enttäuscht, komme zu kurz. Als Pfarrerin rede ich selten von dem, was mich persönlich umtreibt, denn die Erwartung an mich, ein offenes Ohr zu haben, schließt oft das Interesse an mir als Person aus. Ich übernehme Verantwortung und brauche es doch auch selbst, getragen, begleitet und wahrgenommen zu sein. Diese Geborgenheit finde ich mehr im Göttlichen als bei Menschen. Das Doppelgebot der Liebe (Matthäus 22,37–39) unterscheidet zwischen Nächsten (und Fremden) und Gott; sie sind eben nicht austauschbar gleich!

Dieses göttliche DU ist für mich das einzige, bei dem ich mich bedingungslos angenommen weiß, wo ich gehört und verstanden werde, Antwort erhalte und nicht enttäuscht werde. Ich weiß nicht einmal sicher, ob ich Gott brauche, denn ich erlebe die göttliche Gegenwart: JHWH, „ich-bin-der-ich-bin“; „ich-werde-sein-die-ich-sein-werde“, so nennt Gott sich selbst (2. Mose 3, 14); und auch dieser Name ist für mich erlebbares, nachvollziehbares Programm, nämlich Absicht und Erfüllung in einem: der „ich-bin-da“-Gott bietet mir die Beziehung an, die auch dann trägt, wenn andere Beziehungen enttäuschen. Manchmal erlebe ich diese Beziehung im geschöpflichen Gefälle hierarchischer Dimensionen, dann nenne ich Gott Mutter, Vater, König, Hirte, Höchster; manchmal in selbstverantwortlicher, autonomer Unabhängigkeit, dann nenne ich Gott Weisheit, Heilige Geistkraft, Lebenshauch; manchmal auf partnerschaftlicher Augenhöhe, dann nenne ich Gott Schwester, Freund, Ebenbild, Bundesgenosse und finde das alles in Jesus Christus. Ein Leben ohne diesen Gott mit den verschiedenen Begegnungsweisen kann ich mir schlicht nicht vorstellen.

Im Johannes-Evangelium spricht Jesus an verschiedenen Stellen sogenannte „Ich-bin“-Worte; darin bezieht er sich eindeutig auf den unaussprechlich heiligen Gottesnamen JHWH und scheut sich nicht, ihn für sich in Anspruch zu nehmen, die Grenzen zwischen sich und dem Schöpfergott zu verwischen und für sich die Einheit mit diesem Göttlichen zu behaupten. Jesus hat das göttliche

Wenn jemand sagt „das Göttliche ereignet sich in der Begegnung mit anderen Menschen“, widerspreche ich. Meine Erfahrung ist anders.

Die Geborgenheit finde ich mehr im Göttlichen als bei Menschen.

DU gelebt als wechselseitige, innige, ebenbürtige Beziehung: „Ich und der Vater sind eins“ (Johannes 10,30). Das bringt mich übrigens auf die Idee, das anstößige biblische „Herr“ mit „ich-bin-da“ wiederzugeben. Das wäre zwar nicht wörtlich, die Absicht der neutestamentlichen Autoren aber wäre auf diese Weise beim Wort genommen: der „ich-bin-da“ Christus ist der mitgehende, bewegliche und vor allem zugewandte Lebendige.

Nachfolge, statt Selbstermächtigung

Ich entdecke das Göttliche außerhalb des Menschlichen, nicht im Ich sondern im DU, im Gegenüber-Gott, nach dessen Bild ich geschaffen bin, bei dem ich Ansprache und Zuspruch erfahre. Vielleicht haben die ersten Christinnen und Christen sich darum auf Jesus als den Gesalbten Gottes, auf den Mensch gewordenen Gott berufen, statt für sich selbst die Messias kraft in Anspruch zu nehmen? Die Evangelien betonen wieder und wieder, wie der engste Kreis um Jesus an der Messias kraft scheitert: sie sind nicht fähig zu heilen (Matthäus 17,19; Johannes 15,5), und wo jemand den Wunsch nach Messias kraft äußert (Apostelgeschichte 8,18ff.), wird dieser Wunsch als Verkehrung gedeutet. Die ersten Gemeinden berufen sich nicht auf ihre eigene Christusmacht, sondern auf die Nachfolge „im Namen Jesu Christi“ (Johannes 14,13). Auf diese Nachfolge können sie sich berufen, weil sie die Zuwendung vom „ich-bin-da“ Jesus Christus erfahren (2. Korinther 13,13), über seinen Tod am Kreuz hinweg.

Ich kann nicht mit Toten kommunizieren. So sehr ich Menschen wie Johann Sebastian Bach, Dietrich Bonhoeffer oder Hildegard von Bingen verehere, ihre Werke mich begleiten und ich sie zitiere: ich spreche sie nicht als personales Du an, denn sie sind längst verstorben, und damit meiner Realität entzogen. Außer der Totenbeschwörerin von En-Dor (1. Samuel 28,7ff.) kommt mir auch biblisch niemand in den Sinn, der mit Toten spricht. Das hat mit dem biblischen Menschenbild zu tun, das die Toten ganz in Gottes Hand legt. Aber mit dem „ich-bin-da“-Jesus Christus kommuniziere ich und befinde mich damit in der Gemeinschaft der ersten Nachfolgenden. Wäre Jesus nur einer von Milliarden: woher nähmen wir die Idee, er sei da? Ich rechne notwendigerweise damit, dass dieser „ich-bin-da“ dem Tod zum Trotz lebendig ist. Und nicht nur als gedankliche Kraft, denn von einer solchen kann ich keine Zuwendung erwar-

ten, sondern als personales DU, das sich der Welt und ihren Menschen zuwendet. Das aber kann ich mir nicht anders vorstellen als auf göttliche Weise.

Nicht die eigene Messias kraft befähigt dazu, für Frieden, Gerechtigkeit und Schöpfung einzutreten, sondern die Nachfolge: Wie Gott Mensch geworden ist, so will ich Mensch werden: verantwortlich und empathisch, achtsam, fürsorglich, aufmerksam und großzügig. Dazu brauche ich keinen Guru, sondern ich „werfe mich Christus wie einem Geliebten in die Arme“, frei gewählt in gegenseitiger Liebe. Darum nehme ich immer für diejenige Natur Christi Partei, die aus dem Blick der Menschen zu geraten droht: Wo Jesus auf das himmlisch-göttlich Fremde reduziert wird, das mit unserer Realität nichts mehr zu tun hat, da werde ich vehement das wahre Menschsein Jesu verteidigen: Gott ist nicht Zeus, der sich als Mensch verkleidet und die Maske nach Gutdünken an- oder abzieht. Gott ist mit aller Konsequenz Mensch geworden, um unser Schicksal zu teilen. Wo aber diese Menschlichkeit Jesu zur (siehe oben) Reduktion wird, wo der Gedanke ausgeblendet wird, dass es eben Gott ist, dessen Geburt wir zu Weihnachten feiern, da werde ich für die göttliche Natur Jesu Christi eintreten. Beides kann nicht zusammengedacht werden, aber ich kann versuchen, beides im „ich-bin-da“-Jesus in Balance zu halten.

In der Erzählung von der Himmelfahrt Christi (Apostelgeschichte 1, 9–11) wird mir diese Balance verständlich: Jesus hat eine letzte Predigt gehalten; dann wird er „emporgehoben und eine Wolke nahm ihn auf“. In seiner Menschlichkeit bliebe Jesus räumlich und zeitlich gebunden, nicht jederzeit und überall gegenwärtig, wie es nur Gott möglich ist. Das Göttliche kann nur nahe sein, wenn Christus in seiner Menschlichkeit auch wieder entschwindet. Doch sowenig Gott mit seiner menschlichen Geburt seine Göttlichkeit aufgegeben hatte, sowenig gibt Jesus mit seiner göttlichen Himmelfahrt seine Menschlichkeit auf. Das ist mir ein abenteuerlich neuer Gedanke: dass Gott nicht nur groß ist, sondern immer wieder zur gegenseitigen, ebenbürtig-menschlichen Partnerschaft einlädt. Nur: das trauen wir Gott fast nicht zu, als wollten wir keinen gleichwertigen Gott, dem wir als DU auf Augenhöhe begegnen können. Da erscheinen Gottes Boten und raunzen die Anwesenden an: „Was steht ihr und gafft in den Himmel?“ (Apostelgeschichte 1,11).

Nicht die eigene
Messias kraft
befähigt dazu, für
Friede, Gerechtigkeit
und Schöpfung
einzutreten,
sondern die
Nachfolge.

Gottes Da-sein kann ich nur verstehen, wenn ich Gott außerhalb von mir suche, als lebendiges Vis-à-vis. Und das finde ich im Menschen Jesus Christus, der dank seiner göttlichen Natur nicht nur in Erinnerung bleibt, sondern lebt. Und an diesem Leben möchte ich teilhaben können, in dem ich mit Christus glaube und mich zugleich auf den „ich-bin-da“ Christus einlasse, vertrauensvoll und bezogen auf den Lebendigen, der mehr ist als der Inbegriff der Menschlichkeit, nämlich zugleich Gott selbst, in die Welt hereingeboren, um als Mensch mit aller Göttlichkeit und als Gott mit aller Menschlichkeit am Leben teilzuhaben.



Angela Wäßler-Boveland

Pfarrerin, seit zwölf Jahren Projektleiterin der Deutschschweizer Evangelischen Theologiekurse

Rinse Reeling Brouwer

Beziehung als Grundkategorie im Reden von Gott und vom Menschen

Am Beispiel Augustins

Wenn etwas Neues geschieht, braucht man eigentlich auch eine neue Sprache, geeignet um das Neue entsprechend neu zu erzählen. Das geht aber nicht so einfach. Meistens muss man bis an die Grenzen der alten Sprache gehen, um das Neue, das man erfahren hat, doch auszusprechen. So hat der afrikanische Christ Augustin mit der überlieferten philosophischen Sprache und deren Kategorien gerungen, wenn er zum Ausdruck bringen wollte, was die Erkenntnis, nur durch Jesus, den Sohn, zum Vater, d. h. zum Gott Israels, kommen zu können (Johannes 14,6), für das Reden und Denken über Gott, und dann auch über den Menschen, bedeutete.

Lehrjahre

In seinen *Bekenntnissen* erzählt Augustin, wie er im Jahr 374 (er war damals zwanzig Jahre alt) Aristoteles' Schrift über die Kategorien, die seine Rhetoriklehrer in Karthago zugrunde legten, (in lateinischer Übersetzung) las und sogar verstand (Conf. IV.16.28–29). Primär wird darin von jedem Ding ausgesagt, es sei Substanz, ein bestimmtes ‚Dies-da‘ in seiner Singularität. Die Substanz heißt des-

halb auch die erste Kategorie. Sie ist ein Ding ‚an sich‘. Sekundär werden dann von dieser Substanz die ‚Eigenschaften‘ aufgezählt, die sie haben kann, die aber mit der Substanz nicht identisch sind: 2. Quantität (wie groß), 3. Qualität (welcher Art), 4. Relation (in Bezug auf was), 5. Ort (wo), 6. Zeit (wann), 7. Lage (in welcher Situation), 8. Haben (im Besitz von was), 9. Tun und 10. Erleiden. Augustin war die biblische Botschaft (seine Mutter hatte ihn christlich erzogen) zu dieser Zeit fremd geworden. Er war aber ein leidenschaftlicher Gottessucher. Deshalb, so erzählt er, versuchte er Gott im Sinne dieser Philosophie als Substanz zu verstehen, als die Grundlage für alles, was weiter von ihm ausgesagt werden könnte, z. B. seine Größe. Das stellte sich als ein schwieriges Unternehmen heraus. Denn kann man von Gott wie von Körpersubstanzen sagen, dass er manchmal solche ‚Eigenschaften‘ besitzt, manchmal aber auch nicht? Hat er z. B. eine bestimmte Macht, die er so oder so, ja oder nein, anwendet oder nicht anwendet, wie die Götter aus den homerischen Erzählungen sich in ihrer Parteilichkeit verhalten (und die deshalb von manchen heutigen Befürwortern des Pluralismus be-